

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

AUS ERSTER HAND

EINE GEMEINSAME PUBLIKATION des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB), des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

EDITORIAL

Detailreiche Einblicke in zentrale Herausforderungen von heute und morgen

Sei es Klimakrise, Ukraine-Krieg oder die COVID-19-Pandemie, die letzten Jahre haben sich als unsichere Zeiten erwiesen, mit weitreichenden Konsequenzen und neuen Herausforderungen für unsere Gesellschaft. Jede*r Einzelne ist mit den Auswirkungen konfrontiert, die Lebensplanung ist durch zunehmende Unsicherheit gekennzeichnet. Diese individuellen wie auch gesellschaftlichen Unsicherheiten sind das Leitthema der vorliegenden Ausgabe von „Demografische Forschung Aus Erster Hand“.

Auf den ersten beiden Seiten wird eine Studie von Anne-Kristin Kuhn von der Universität Rostock und Kolleginnen zur Unsicherheit in der Familienplanung präsentiert. Die Forscherinnen sind der Frage nachgegangen, wie groß die individuelle Unsicherheit bei der gewünschten Kinderzahl ist und wie sie sich über den Lebensverlauf hinweg verändert. Ein zentraler Befund ist, dass Unsicherheit in der Familienplanung oft eine Übergangsphase ist zwischen dem sicheren Wunsch nach (weiteren) Kindern und der Intention, keine weiteren Kinder zu bekommen. Außerdem steigt die Unsicherheit mit der Zahl vorhandener Kinder, was die Autorinnen als einen Hinweis auf die schwierige Vereinbarkeit von Familie und Beruf deuten.

Der zweite Beitrag in dieser Ausgabe widmet sich einer Studie von Dilek Yıldız, Claudia Reiter und Anne Goujon vom Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital sowie Kolleg*innen. Die Forscher*innen betrachten die langfristigen Auswirkungen der Schulschließungen im Rahmen der COVID-19-Pandemie. Gerade in ärmeren Ländern waren Schulen vergleichsweise lange geschlossen und Online-Unterricht oft nicht möglich. Die Studie zeigt, dass die dadurch entstandenen Rückschritte im Bildungsniveau den ohnehin schon beträchtlichen Unterschied in den Bildungsabschlüssen zwischen armen und reichen Ländern vergrößern und dass dieser Abstand sehr wahrscheinlich auch in Zukunft fortbestehen wird, wenn nicht gegengesteuert wird.

Der dritte Beitrag dieser Ausgabe nimmt eine Studie von Helena Ludwig-Walz und Martin Bujard vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in den Blick. In dieser Studie geht es um den Einfluss der teils weitreichenden Kontaktbeschränkungen während der Pandemie auf die psychische Gesundheit von Jugendlichen. Die Meta-Analyse zeichnet ein alarmierendes Bild: Allgemeine Depressionssymptome haben zugenommen, bei Jungen mehr als bei Mädchen. Bei den Mädchen ist die Zahl der klinisch relevanten Symptome stark gestiegen. Ausgehend von diesen Ergebnissen empfehlen die Autor*innen eine Ausweitung von Screening und Behandlungsangeboten.

Christian Dudel
Max-Planck-Institut für demografische Forschung

ROSTOCKER ZENTRUM ZUR ERFORSCHUNG DES DEMOGRAFISCHEN WANDELS

Familienplanung

Unsicherheit beim Kinderwunsch hängt von verschiedenen Faktoren ab

Ein Bestandteil der Familienplanung ist Unsicherheit. In einer neuen Studie haben Forscherinnen untersucht, wie stabil diese Unsicherheit ist und welche Faktoren Unsicherheit beim Kinderwunsch über den Lebensverlauf hinweg beeinflussen.

Jetzt schon ein Kind oder doch erst später? Lieber abwarten, bis man sattelfest im Job ist, bevor man sich für ein Kind entscheidet? Was ist, wenn das Geld nicht reicht? Wann ist der richtige Zeitpunkt für das zweite Kind? Brauche ich eine stabile Partnerschaft für die Familiengründung? Die Familienplanung kann durchaus von Unsicherheit geprägt sein. Unsicherheit in der Familienplanung bezieht sich dabei auf den Zustand, wenn Frauen und Männer nicht sicher sind, ob sie ein erstes oder ein weiteres Kind haben wollen.

Die Forscherin Anne-Kristin Kuhn vom Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels und ihre Ko-Autorinnen Lara Minkus von der Europa-Universität Flensburg und Petra Buhr von der Universität Bremen haben diese Unsicherheit in der Familienplanung in den Fokus einer Studie gerückt, die im Journal of Family Research veröffentlicht wurde. Die Wissenschaftlerinnen wollen wissen, ob Unsicherheit über den Lebensverlauf stabil ist und welche Faktoren Unsicherheit bei der Familienplanung beeinflussen.

Bei den wenigen Untersuchungen, die es zu der Unsicherheit in den Fertilitätsabsichten (uncertainty in fertility intentions), so der Fachbegriff, bisher gab, wurden einzelne Bevölkerungsgruppen, zum Beispiel Frauen einer Altersklasse, einmalig befragt. Kuhn und ihre Kolleginnen haben jetzt einen anderen Ansatz gewählt, den so genannten „life course approach“, zu deutsch „Lebenslauf-Ansatz“. Sie haben untersucht, ob sich Unsicherheit bei den Fertilitätsabsichten über die Zeit hinweg verändert, ob zum Beispiel Unsicherheit in den frühen Zwanzigern genauso oft verbreitet ist wie mit Mitte Dreißig. Sie haben sich neben diesem zeitlichen Verlauf auch den Lebenslauf prägende Ereignisse, wie zum Beispiel den Verlust des Jobs, die Trennung vom Partner oder die Anzahl der Geburten angeschaut. Als Datengrundlage nutzten sie das 2008 gestartete Beziehungs- und Familien-Panel (pairfam, Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics), in

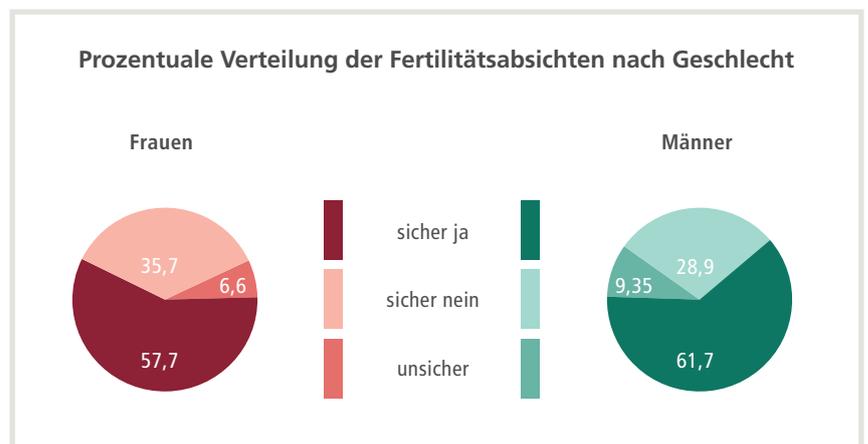


Abb. 1: In dieser Studie wurden Daten von Männern und Frauen hinzugezogen. Ein Ergebnis: Männer geben häufiger an, unsicher zu sein als Frauen. Quelle: pairfam, eigene Berechnungen.

Fertilitätsabsichten in den unterschiedlichen Altersabschnitten

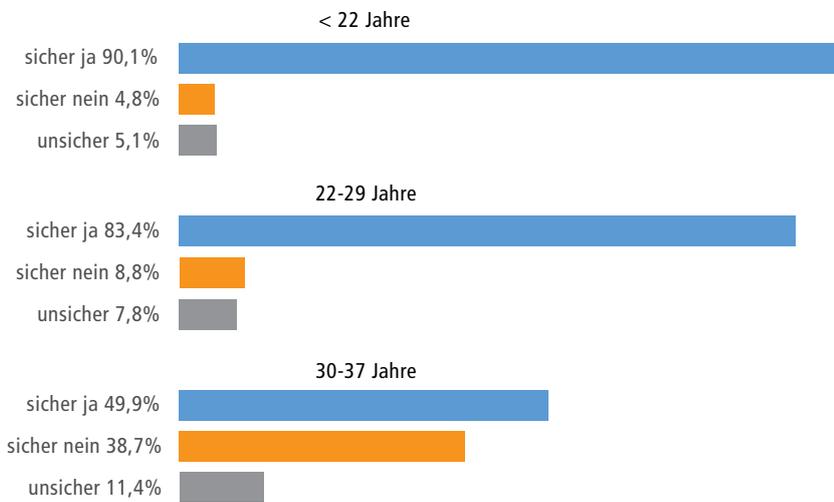


Abb. 2: Die Fertilitätsabsichten verändern sich über den Lebenslauf-Marker „Alter“ hinweg. Unsicherheit tritt verstärkt am Ende der reproduktiven Phase im Lebenslauf auf: In der Altersklasse 30 bis 37 sagen 11% der Menschen, dass sie sich unsicher sind, ob sie noch ein (weiteres) Kind wollen. Quelle: pairfam, eigene Berechnungen.

dessen Rahmen jährlich bundesweit über 12.000 zufällig ausgewählte Personen wiederholt befragt werden. Aus dieser Längsschnittstudie haben die Forscherinnen sich die Daten von drei Kohorten über einen Zeitraum von elf Jahren angeschaut und untersucht, wie sich die Faktoren „Alter“, „Beziehungsstatus“, „Zahl der Kinder“, „wirtschaftliche Situation“ und „Geschlecht“ auf die Fertilitätsabsichten auswirken. Weil diese Faktoren nicht genau so in dem Panel abgefragt werden, mussten sie ein wenig in die Trickkiste greifen: Sie nutzten für ihre Analyse die Frage an Kinderlose „Wenn man Sie ganz realistisch fragt, wieviele Kinder Sie haben

wollen, was ist Ihre Antwort?“ Personen mit Kindern wurde eine leicht abgeänderte Frage gestellt. Wenn als Antwort eine bestimmte Zahl an Kindern gegeben wurde, wurde diese Antwort als „sicher ja“ gewertet. Wenn die Antwort lautete „ich bin mir nicht sicher“ wurde sie als „unsicher“ gewertet. Die Antwort „0 Kinder“ wurde als „sicher nein“ kategorisiert.

Die Wissenschaftlerinnen stellten fest, dass die Fertilitätsabsichten und die Faktoren, die die Unsicherheit in den Fertilitätsabsichten beeinflussen, sich im Laufe des Lebens sehr stark verändern. Ein Ergebnis ihrer Untersuchung ist, dass das Errei-

chen des Endes der reproduktiven Lebensspanne (Älterwerden) ein ganz entscheidender Faktor für Unsicherheit ist (s. Abb. 2). So gaben 11 Prozent der Menschen in der Altersklasse 30 bis 37 an, unsicher zu sein, ob sie (noch) ein Kind wollen, in der Altersklasse 22 bis 29 waren es nur 7,8 Prozent, in der Altersklasse unter 22 sogar nur 5,1 Prozent. Wie wichtig es ist, die Daten nicht nur punktuell, also zu einem einzigen Zeitpunkt im Leben, zu untersuchen, zeigte sich zum Beispiel darin, dass viele Befragte sehr häufig die eigenen Angaben zu den Fertilitätsabsichten änderten: Mehr als die Hälfte machte zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedliche Angaben. Überraschend war dabei auch folgende Zahl: Jede*r fünfte Befragte veränderte die Aussage mehr als neun Mal. Ein direkter Wechsel von „ja“ zu „nein“ oder umgekehrt war im Vergleich zu einem Wechsel zu Unsicherheit oder aus der Unsicherheit heraus eher selten (s. Abb. 3). Das zeige, so die Wissenschaftlerinnen, dass Unsicherheit in den Fertilitätsentscheidungen eine Übergangsphase darstelle. Wichtige Faktoren für Unsicherheit sind darüber hinaus die Trennung vom Partner oder der Partnerin und bei Männern subjektive wirtschaftliche Ängste. Die Forscherinnen stellten außerdem fest, dass die Unsicherheit bei Menschen, die schon ein oder zwei Kinder haben, größer ist als bei Menschen, die noch kein oder ein Kind haben. Ursache dafür könnte die schwierige Vereinbarkeit von Beruf und Familie sein.

Die subjektive Wahrnehmung der wirtschaftlichen Ressourcen ist ausschlaggebend: Immer dann, wenn Männer angaben, einen Job zu suchen oder Angst zu haben, keinen angemessenen Job zu finden, äußerten sie sich signifikant unsicherer, was ihre Absicht, Kinder zu kriegen, anging. Insgesamt gaben 9,35 Prozent der Männer an, unsicher zu sein, bei Frauen waren es nur 6,6 Prozent.

Die Forscherinnen weisen darauf hin, dass Unsicherheit ein Phänomen ist, mit dem ein großer Anteil von Frauen und Männern in unterschiedlichen Altersstufen im Laufe ihres Lebens in Berührung kommt. Diese Unsicherheiten können, so die Forscherinnen, weitreichende private, wie auch gesellschaftliche Implikationen haben: Sollten sie dazu führen, dass Menschen ihren Kinderwunsch nach hinten verschieben, kann es sein, dass sie weniger Kinder bekommen als sie sich eigentlich gewünscht haben - aus biologischen Gründen oder weil soziale Altersnormen sie davon abhalten weitere Kinder zu kriegen.

Die Ergebnisse werfen auch neue Fragen auf. Da einige untersuchte Faktoren einen Einfluss auf Unsicherheit, aber auch auf den Verzicht auf weitere Kinder gezeigt haben, sollte weitere Forschung klären, ob es Lebensverlaufmerkmale gebe, die ausschließlich mit Unsicherheit verbunden sind, so die Wissenschaftlerinnen.

Wissenschaftliche Ansprechpartnerin:
Anne-Kristin Kuhnt
anne-kristin.kuhnt@uni-rostock.de

LITERATUR

Kuhnt, A.-K., L. Minkus and P. Buhr: Uncertainty in fertility intentions from a life course perspective: which life course markers matter? *Journal of Family Research* 33(2021)1, 184–208. DOI: 10.20377/jfr-426

Übergänge zwischen den Fertilitätsabsichten

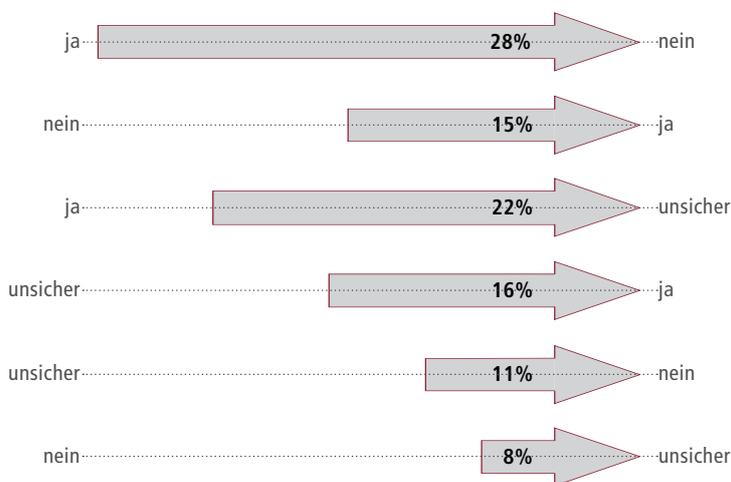


Abb. 3: Dargestellt sind die Daten der 51% aller Befragten, die mindestens ein Mal im Verlauf des Beobachtungszeitraums ihre Fertilitätsabsichten änderten. Von „ja“ zu „unsicher“ ist relativ häufig (22%), am häufigsten ist aber der direkte Übergang von „ja“ zu „nein“ (28%). Jede*r fünfte Befragte änderte zudem die Aussage mehr als neun Mal. Quelle: pairfam, eigene Berechnungen.

Langzeitfolgen der Schulschließungen

Schulschließungen haben in ärmeren Ländern gravierende Folgen für das Bildungsniveau

In sehr vielen Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen waren die Schulen während der COVID-19-Pandemie besonders lange geschlossen. Das wirkt sich fatal auf die Bildungserfolge aus und zwar langfristig, wie eine neue Studie zeigt.

Erfolge oder Misserfolge in der Bildung messbar zu machen ist nicht trivial. Ein relativ einfach messbarer Faktor ist die „Menge an Schulbildung“, sprich wieviele Jahre Kinder in die Schule gegangen sind und welche Schulabschlüsse sie erlangt haben. Dieser Faktor wird meist genutzt, um die Bildungsstände der Bevölkerungen verschiedener Länder zu vergleichen. Was bei diesem Vergleich aber unter den Tisch fällt, ist die Qualität der Bildung. Dabei ist dieser Faktor extrem wichtig. Denn zwar bekommen weltweit immer mehr Kinder Zugang zu mehr Bildung, in Leistungsvergleichstests schneiden sie deswegen aber nicht unbedingt besser ab. Defizite in der Bildung wirken sich auf ein ganzes Menschenleben aus, weil sie in der Regel nach Beendigung der Schule nicht mehr aufgeholt werden. Während der COVID-19-Pandemie fiel die Schule vor allem in Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen häufig besonders lange aus. Die Vermutung liegt also nahe, dass sich in diesen Ländern die Pandemie noch negativer auf die Bildung der Menschen auswirkt als in reichen Ländern.

Die Forscherinnen Dilek Yildiz, Claudia Reiter und Anne Goujon vom Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (Österreich), sowie ihr Kollege Caner Özdemir von der Zonguldak Bülent Ecevit Universität (Türkei) haben sich angeschaut, wie sich Schulschließungen bei Kindern auf deren Bildungsniveau auswirken, wenn sie das erwerbstätige Alter erreicht haben. Für ihre Studie, die in dem Online-Fachmagazin „Plos One“ erschienen ist, nutzten die Forschenden einen neuen Indikator, der nicht nur die Länge der Schulzeit, sondern auch qualitative Faktoren, nämlich Grundfertigkeiten im Lesen und Schreiben berücksichtigt. Für 45 Länder haben sie projiziert, wie das Bildungsniveau in 2050 aussieht. In ihrer Analyse fokussierten sich die Forschenden auf die Altersspanne der 40- bis 44-Jährigen, weil sich in dieser Altersspanne diejenigen wiederfinden, die während der Pandemie 10 bis 14 Jahre alt waren und demnach am meisten von den Schulschließungen betroffen waren. Zudem geht man davon aus, dass in diesem Alter das höchste Bildungsniveau erreicht ist.

Für ihre Untersuchung gingen die Forschenden von zwei Szenarien aus (s. Abb. 1), die zwei mögliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen in den untersuchten Ländern abbilden sollen. Beim optimistischen Szenario gehen die Forschenden davon aus, dass alle Länder die UN-Nachhaltigkeitsziele in der Bildung bis 2030 erreichen, bei einer gleichzeitig niedrigen Sterbe- und Geburtenrate. Beim pessimistischen Szenario stagniert die gesellschaftliche Entwicklung, soziale Ungleichheiten wachsen, Sterblichkeit und Fertilität sind hoch. Diese Szenarien wurden einer „normalen“ Entwicklung gegenübergestellt, bei der sich die aktuelle Entwicklung des Landes gleichförmig bis 2050 fortsetzt.

Die Projektion zeigt, dass der Bildungsabstand zwischen den Ländern des globalen Nordens und den Ländern des globalen Südens abnimmt, wenn man nur die Anzahl der Jahre betrachtet, in denen eine Schule besucht wird. Anders sieht es allerdings aus, wenn man den qualitativen Faktor hinzuzieht. Nimmt man an, dass die Nachhaltigkeitsziele erreicht werden (optimistisches Szenario), kommt man dann allenfalls zu dem Ergebnis, dass der Abstand nicht weiter zunimmt. Legt man aber das pessimistische Szenario zugrunde, bei dem ein Land sich wirtschaftlich und gesellschaftlich nicht weiterentwickelt, ist das Ergebnis verheerend: In diesem Fall nimmt der Bildungsabstand zwischen reichen und armen Ländern immens zu. Ganz besonders ausgeprägt ist diese Entwicklung, wenn es lange Schulschließungen gab. Vergleicht man die Projektionen „ohne Schulschließungen“ und „mit Schulschließungen“ innerhalb eines Landes, kommt man auf Lernverluste von 1,5 Jahren und mehr für einige Länder, in denen die Schulen lange geschlossen waren, wie zum Beispiel Mexiko und Ecuador. In Ländern wie Peru, Polen oder die Türkei, die in den letzten Jahren ihr Schulwesen stark ausgebaut und infolgedessen bei den internationalen Leistungsvergleichstests immer bessere Ergebnisse erzielt haben, fällt das Bildungsniveau der Erwachsenen auf das Niveau von Kohorten zurück, die 15 bis 20 Jahre früher geboren wurden.

Die Autor*innen der Studie zeigen sich besorgt: Die COVID-19-Pandemie könne jahrzehntelange Fortschritte zunichte machen, wenn nicht umgehend Maßnahmen getroffen werden, mit denen die Lerndefizite aufgeholt werden können.

Wissenschaftliche Ansprechpartnerin:
Anne Goujon ✉ Anne.Goujon@oeaw.ac.at

LITERATUR

Özdemir, C., C. Reiter, D. Yildiz and A. Goujon: Projections of adult skills and the effect of COVID-19. PLoS ONE 17(2022)11, e0277113. DOI: 10.1371/journal.pone.0277113

Auswirkungen der pandemiebedingten Schulschließungen auf das Bildungsniveau

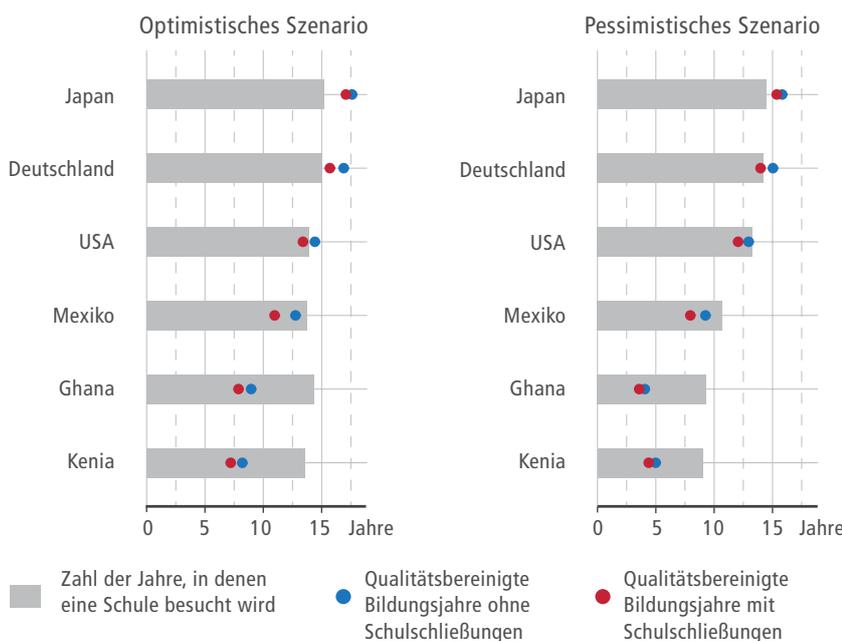


Abb.1: Die Projektionen zeigen, dass sich die Zahl der Jahre, in denen Kinder im Schnitt eine Schule besuchen, über die Länder hinweg bis 2050 angleicht (graue Balken). Zieht man jedoch die qualitativen Faktoren mit hinzu, wird der Bildungsabstand zwischen den reicheren und den ärmeren Ländern größer, vor allem dann, wenn die Lerndefizite aus den pandemiebedingten Schulschließungen nicht aufgeholt werden. Quelle: Wittgenstein Centre (WIC) Human Capital Data Explorer, Programme for the International Assessment of Adult Competencies (PIAAC), Skills Measurement Programme (STEP), International Adult Literacy Survey (IALS), eigene Berechnungen.

COVID-19 und Depressionen

Depressionssymptome haben bei Kindern und Jugendlichen zugenommen. Besonders bei Mädchen ist die Zahl der klinisch relevanten Depressionen angestiegen.

Oft wird ein Zusammenhang zwischen Schulschließungen während der COVID-19-Pandemie und psychischen Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen hergestellt. Bisher fehlte aber ein systematischer europäischer Vergleich. Diese Wissenslücke wird nun durch eine aktuelle Meta-Studie geschlossen.

Depressionen und Angststörungen bei Kindern und Jugendlichen waren auch schon vor der COVID-19-Pandemie ernsthafte Probleme, sie sind die am häufigsten auftretenden psychischen Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen in Europa. Mit Beginn der Pandemie und den damit verbundenen Schulschließungen und Lockdowns prognostizierten viele Mediziner*innen eine Zunahme von Depressionen in der jungen Generation. Dementsprechend wurden einige wissenschaftliche Studien durchgeführt, eine systematische Analyse dieser Einzelstudien gab es bisher aber nicht für Europa. Diese Lücke haben nun die Wissenschaftler*innen Helena Ludwig Walz und Martin Bujard vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Indra Dannheim von der Hochschule Fulda, Lisa M. Pfadenhauer von der Ludwig-Maximilians-Universität München und

Jörg M. Fegert vom Universitätsklinikum Ulm mit einer Meta-Analyse, die in der Fachzeitschrift „Child and Adolescent Psychiatry and Mental Health“ erschienen ist, geschlossen. Für diese Meta-Analyse haben sie eine umfangreiche Recherche in sechs verschiedenen medizinischen Datenbanken durchgeführt und wissenschaftliche Artikel zu dem Thema gesucht. Nach Sichtung der Studien blieben 22 Stück aus neun europäischen Ländern übrig. Insgesamt sind so die Daten von über 800.000 Kindern und Jugendlichen in die Meta-Analyse eingeflossen.

Die Forscher*innen stellten fest, dass allgemeine Depressionssymptome während der COVID-19-Pandemie tatsächlich deutlich zugenommen haben, sowohl bei Mädchen als auch bei Jungen und auch bei Jugendlichen. Ein Ländervergleich zeigte, dass deutlich mehr Depressionen auftraten, wenn es strenge Lockdowns mit starken Einschränkungen der sozialen Kontakte oder Schulschließungen gab. Dies sei, so die Wissenschaftler*innen, ein starker Hinweis darauf, dass insbesondere Maßnahmen zur Kontaktreduktion zu einer Steigerung der Depressionssymptome beigetragen haben.

Die Untersuchungen bestätigen frühere Analysen, wonach Depressionen bei Kindern und Jugendlichen in allen Altersklassen während der Pandemie zugenommen haben, mit einer Ausnahme: Die Meta-Analyse kam zu dem Ergebnis, dass es bei den weiblichen Jugendlichen in der Altersklasse 16 bis 19 Jahre keine Zunahme gab. Bei den männlichen Jugendlichen war in der gleichen Altersklasse der Anstieg deutlich erhöht. Eine mögliche Erklärung für diesen Unterschied könnte sein, dass Jungen und männliche Jugendliche vor der Pandemie seltener an Depressionen erkrankten und deswegen in dieser Gruppe ein höheres Potential für eine Zunahme der Erkrankungsfälle vorhanden sei, so die Forscher*innen. Ein weiteres wichtiges Ergebnis: Während die Zunahme allgemeiner Depressionssymptome bei Mädchen und weiblichen Jugendlichen geringer ausfiel, stieg die Zahl der klinisch relevanten Depressionen bei ihnen deutlich an.

Angesichts der Tatsache, dass rund 76 Millionen Kinder und Jugendliche in Europa von Lockdowns und Schulschließungen betroffen waren, stuften die Forschenden ihre Ergebnisse als beunruhigend ein. Sie empfehlen dringend, die betroffenen Geburtsjahrgänge 2001 bis 2010 in den kommenden Jahren genau zu überwachen, da Screening und frühzeitige Diagnostik entscheidend seien, um rechtzeitig Behandlungsangebote machen zu können. Lehrkräfte und Schulsozialarbeiter*innen sollten zudem für Depressionsrisiken und deren Ausprägungen sensibilisiert werden. Somit könnten zum Beispiel Betroffene frühzeitig identifiziert werden, die dringend eine stationäre Behandlung benötigen.

Wissenschaftliche Ansprechpartnerin:
Helena Ludwig-Walz ✉ Helena.Ludwig-Walz@bib.bund.de

LITERATUR

Ludwig-Walz, H., I. Dannheim, L. M. Pfadenhauer, J. M. Fegert and M. Bujard: Increase of depression among children and adolescents after the onset of the COVID-19 pandemic in Europe: a systematic review and meta-analysis. *Child and Adolescent Psychiatry and Mental Health* 16(2022)109, [1-20]. DOI: 10.1186/s13034-022-00546-y

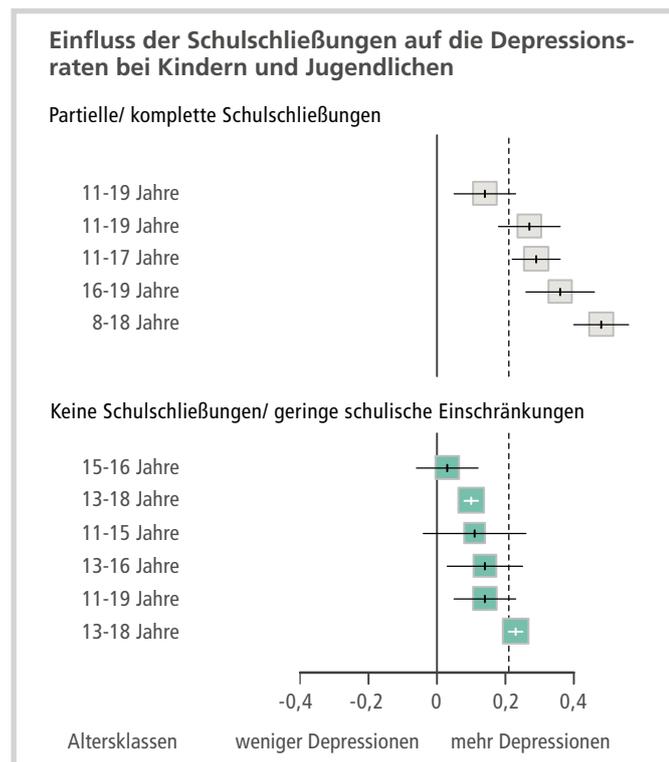


Abb. 1: Im oberen Teil der Grafik (grau) sind die Ergebnisse von Studien aus Ländern aufgeführt, in denen die Schulen sehr lange geschlossen waren. Im unteren Teil (grün) sieht man die Daten aus Ländern, in denen die Schulen zum Messzeitpunkt nur partiell geschlossen oder offen waren. Die sich überschneidenden Altersklassen rühren daher, dass die Studien unterschiedlich aufgebaut waren und verschiedene Altersklassen untersucht haben. Messeinheit: Standardisierte Differenzen der Mittelwerte und 95%-Konfidenzintervall. Quelle: verschiedene Studien, eigene Berechnungen.